

Rede zur fünfzigjährigen Gründungsfeier des Lehrerseminars des Kantons Zürich, gehalten in der zürcherischen Schulsynode

Autor(en): **Wettstein, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode**

Band (Jahr): **49 (1882)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-768548>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rede zur fünfzigjährigen Gründungsfeier

des

Lehrerseminars des Kantons Zürich,

gehalten in der zürcherischen Schulsynode

(den 18. September 1882)

von

H. Wettstein, Seminardirektor.

Hochgeehrte Anwesende!

Indem ich es unternehme, in dieser feierlichen Stunde zu den Behörden des Landes und zu dem zürcherischen Volke, zu den Vertretern der Gemeinde Rüschnacht, zu den Vorständen unserer höhern Lehranstalten, zu den früheren und den jetzigen Lehrern der Anstalt, deren fünfzigjähriges Gründungsfest wir feiern, wie zu den ehemaligen und den gegenwärtigen Zöglingen derselben über das Lehrerseminar des Kantons Zürich zu reden, muß ich zunächst mein Bedauern aussprechen darüber, daß nicht ein anderer, der dem Seminar mehr neutral gegenübersteht, und der zumal in passenderer Weise das zürcherische Volk repräsentiren könnte, die Aufgabe über sich genommen hat. Denn in der That haben wir, die wir gegenwärtig an der Anstalt lehren, kein Verdienst um die Gründung derselben, sondern sie ist hervorgegangen aus dem Bedürfnis und dem Wunsch des Volkes, das regenerirte Staatswesen auf die solide Basis einer erweiterten und vertieften Volksbildung zu stellen, damit der Bestand seiner Herrschaft gesichert bleibe. Umstände, die Ihnen allen bekannt sind, haben verhindert, daß ein Mitglied der obersten Behörde unseres Landes als Vertreter des Volkes hier zu Ihnen spreche.

Die Aufgabe, die mir geworden, fällt mir um so schwerer, als ich mir wohl bewußt bin, durch das, was ich gethan und was

ich zu tun unterlassen, mehr als einmal der Anstalt Angriffe zugezogen zu haben, und als ich fürchten muß, daß meine Worte auch heute wieder zu solchen Angriffen Anlaß bieten können.

Denn die Geschichte des Seminars ist ein Teil der Geschichte des Kantons, und diese Geschichte ist vielfach wieder eine Geschichte der politischen Parteien des Landes. Der Kampf dieser Parteien aber wogt auch gegenwärtig noch hin und her, und da bei demselben die höchsten Interessen im Spiele liegen, so wohnt ihm eine Schärfe inne, die nur zu leicht zu persönlicher Verletzung führt. Es ist selbstverständlich, daß derjenige, der in ausgesprochener Weise zu einer dieser Parteien gehört, am ehesten in Gefahr ist, in dieser Art zu verletzen, wo er selber in keiner Weise sich bewußt ist, verletzen zu wollen. So bleibt mir denn nichts anderes übrig, als meine persönliche Stellung in dem Widerstreit unserer Parteien mit einigen Worten auseinanderzusetzen, ehe ich zu meiner eigentlichen Aufgabe übergehe.

Vor den Augen des Jünglings liegt die Welt im Sonnenglanz. Jeder neue Tag bringt ihm einen neuen Erwerb, sei das ein Gewinn an Kenntniss und Erfahrung, sei es ein Gegenstand des Gebrauchs. Leicht gibt er auf, was er hat, um das zu gewinnen, was er nicht hat; denn er hat das Vertrauen, es zu gewinnen. Seine Entwicklung bewegt sich in einer aufsteigenden Linie. Auch als Mann noch verhält er sich unter normalen Verhältnissen ähnlich. Was die Zukunft ihm bringt, ist wertvoller, als was die Vergangenheit geboten hat. Aber allgemach kehrt sich das Verhältnis um. Die Kräfte zum Erwerb vermindern sich und damit die Aussicht auf diesen und das Vertrauen auf die kommende Zeit. Eine Fähigkeit nach der andern schwindet allmählig dahin, bis endlich der Organismus sich in seine Elemente auflöst. In dieser absteigenden Periode der Entwicklung, da jede Veränderung nur als Annäherung an diese Auflösung empfunden wird, da beherrscht die Freude am Erworbenen den Besitzer, und an die Stelle des Verlangens nach dem Zukünftigen tritt die Abneigung gegen dieses und der Wunsch, es sich möglichst vom Leibe zu halten. Wohl gibt es Ausnahmen von dieser Regel. Es gibt greisenhafte Jünglinge und jugendliche Greise. Aber weder jene Unglücklichen, noch diese vom Glück Be-

günstigsten können wegen ihrer Seltenheit etwas anderes als die Regel bestätigen.

Wir können jene Stimmung des Jünglingsalters, die von der Zukunft immer das Bessere erwartet und mit Vertrauen ihr entgegensteht, als die optimistische bezeichnen, wie diejenige des Greisenalters, dem die Zukunft nur eine Verminderung des Erworbenen und die endliche Vernichtung droht, als die pessimistische.

Nun scheint es mir, es gelte von den Volksgenossenschaften, den Staaten, das Nämliche, was von den Individuen. Auch diese Kollektivpersonen machen einen analogen Entwicklungsprozeß durch. Auch sie bewegen sich eine Zeit lang in einer aufsteigenden Linie, die anfänglich rasch, dann immer langsamer ansteigt, um sich alsdann erst langsam und dann immer rascher zu senken, bis die Elemente ihres Leibes sich von einander lösen, um zu neuen Gruppierungen zusammenzutreten. Kein Volk ist noch von diesem natürlichen Prozeß verschont geblieben. Wo sind die orientalischen Völker des Altertums? wo die griechischen Republiken? wo das Weltreich der Römer? Der Hauch des Schicksals hat sie weggeweht und aus ihren Trümmern sind neue Völkerorganismen emporgewachsen.

Wenn man selber ein Glied ist in einer solchen auf- und absteigenden Entwicklung, so fällt es schwer, die Phase zu erkennen, in der man sich gerade befindet; es ist vielleicht in den meisten Fällen unmöglich, zu entscheiden, ob man dauernd im Aufgang oder im Niedergang begriffen sei. Denn wenn sich auch alles im Leben nur wiederholt, wie der Dichter sagt, so findet doch diese Wiederholung unter so unendlich vielen neuen, wenn auch untergeordneten Kombinationen und Variationen statt, daß die Geschichte untergegangener Völker nur ein unsicheres Mittel bildet, wenn es sich darum handelt, den Entwicklungsgang des eigenen Volkes in die Zukunft hinein vorauszuerkennen. Da spielt, abgesehen von der mangelnden Einsicht in den Kausalzusammenhang dessen, was einst geschehen ist, die Subjektivität des Urteilenden, seine Neigung zu Furcht und Hoffnung eine entscheidende Rolle. Aber es scheint mir, es entwickle sich doch in einer solchen Gesellschaft, in einem solchen Kollektivorganismus ein gewisses Gemeingefühl von dem momentanen Entwicklungszustand, ein Gemeingefühl, das in der

Stimmung der Mehrheit der Bewohner des Landes seinen Ausdruck findet. Ist diese Stimmung eine hoffnungsfreudige und zukunfts=mutige, so deutet sie auf eine aufsteigende Entwicklung des Gesamtorganismus; ist sie dagegen ohne Vertrauen in das Kommende und klammert sich ängstlich an das Vergangene, so ist der Schluß berechtigt, daß die Entwicklung den Höhepunkt bereits überschritten hat und in die abwärtsgehende Bewegung eingetreten ist.

Wir, hochgeehrte Anwesende, vertrauen darauf, daß unser Volk in jener aufsteigenden Bewegung begriffen ist. Wir schließen das aus seiner fortschrittlichen Stimmung, die den neuen Bund hat entstehen lassen und die immer wieder sich manifestiert, wenn wichtige Fragen an dasselbe herantreten. Unser Volk besitzt etwas von der optimistischen, von der hoffnungsfrohen Weltanschauung der Jugend, es hat den Höhepunkt seiner Entwicklung noch nicht erreicht. Wohl sehen wir, daß einzelne Teile unseres Volksganzen, einzelne Kantone, die in ihrer Entwicklung durch die natürlichen Verhältnisse gehemmt sind, von pessimistischer Stimmung beherrscht werden, daß sie kein Vertrauen haben in die Zukunft, daß sie am liebsten in den altgewohnten Formen der Existenz beharren möchten. Aber nicht bloß sind sie die Minderheit, sondern die natürliche Kraft des Ganzen ist groß genug, um auch ihre Zukunft freundlicher zu gestalten, als sie gegenwärtig selber erwarten.

Wer nun der Ueberzeugung lebt, daß die Stimmung der Mehrheit des Volkes ein getreues Kriterium sei zur Entscheidung der Frage, in welchem Entwicklungsstadium sich das Ganze befinde, der wird verlangen müssen, daß diese Ansicht der Mehrheit zu einem wirkungsvollen Ausdruck gelange, er kann nicht anders als sich zu den Grundsätzen der reinen Demokratie bekennen. Nicht die Fähigkeit des Volkes, in jedem einzelnen konkreten Fall darüber zu entscheiden, was den Umständen angemessen sei und was nicht, wird uns zu dieser Hochschätzung des Volkswillens veranlassen, sondern die Ueberzeugung, daß es im ganzen, im Durchschnitt sich von den Beweggründen leiten lasse, die seiner Stimmung und damit auch der natürlichen Lage der Dinge entsprechen.

Wer selber optimistischer Weltanschauung huldigt, der wird um so lieber der demokratischen Gestaltung des Staatswesens zu=

stimmen, wenn dieses in aufsteigender Linie sich bewegt; er wird sich aber auch dann in seinen Grundsätzen nicht wankend machen lassen, wenn die Stimmung der Mehrheit auf kürzere oder längere Zeit seiner persönlichen Stimmung nicht entspricht, weil er immerhin eine dem Entwicklungsgang adäquate politische Gestaltung einer solchen vorziehen muß, die voll innerer Widersprüche ist. Wer selber Pessimist ist, der wird sich am meisten hingezogen fühlen zu einer gleichgestimmten Bevölkerung. Wir sehen ja in der Tat auch die Symptome dieser innern Verwandtschaft alle Tage. Und wenn den das Schicksal in eine optimistisch gesinnte Gemeinschaft hineinstellt, so wird es ihm schwer fallen, sich dieser Stimmung anzubequemen, weil er in jedem Schritt nach vorwärts nicht eine Entwicklung zu höheren Formen des Daseins zu erkennen vermag, sondern nur eine Beschleunigung des Endes. So muß es ihm eher als Pflicht erscheinen, seine Kraft dafür einzusetzen, daß jener Prozeß gehemmt werde. Wenn man seine Tätigkeit unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, so kann man sie beklagen, aber man wird sie nicht als unmoralisch verurteilen; und damit ist dem politischen Widerstreit ein wesentlicher Teil seiner Bitterkeit genommen.

Der Pessimist ist konservativ, der Optimist ist fortschrittlich radikal. Aber nicht jeder Konservative ist es aus Pessimismus und nicht jeder Radikale aus Optimismus — es gibt immer und bei jeder Partei Leute, die sich bei ihrem Tun nur durch Egoismus leiten lassen. Das ist keine Partei, das sind nur Schaukelmänner. Sie zu schonen bei der Darstellung historischer Ereignisse ist eine Schwäche, und sie nicht zu schonen kann die Partei, die sie momentan für ihre persönlichen Interessen zu benutzen suchen, nicht beleidigen. Es ist kein Zweifel, daß diese Egoisten manchmal eine einflußreiche Rolle spielen, aber sie wirken nur durch Ueberrumpelung, und ihr Einfluß ist von kurzer Dauer. Ihr Egoismus macht sie sogar blind gegen das, was ihrem Wirken Dauer geben könnte. Es sind die Politiker, die von der Hand in den Mund leben. Sie hängen weder an der Vergangenheit, noch an der Zukunft, sondern an der Gegenwart, die nur einen Moment dauert. Den einen von ihnen dient die Religionsgefahr, den anderen die soziale Frage als Behikel für ihre Bestrebungen. Jede wirkliche ernsthafteste Partei

schädigt sich selber, wenn sie sich mit ihnen verbündet; denn sie dienen keiner Richtung aus Interesse an der Sache, sondern nur aus Eigennutz.

Die treffliche Darstellung der Geschichte des Seminars, die unser zürcherischer Erziehungsfekretär, Hr. Grob, ausgearbeitet hat und die als Festschrift Ihnen allen in die Hände gegeben worden ist, wie die Rede des Herrn Synodalpräsidenten, die Sie eben angehört haben, überhebt mich der Mühe, in eine ausführliche Auseinandersetzung der historischen Entwicklung unserer Anstalt einzutreten und erlaubt es mir, mehr nur einzelne Momente aus dem Ganzen herauszuheben.

In den Julitagen des Jahres 1830 wurde in Frankreich das Königtum von Gottesgnaden gestürzt. Und wenn auch nicht die Republik eingeführt wurde, sondern nur statt eines Herrschers aus dem Hause David ein König der Philister den Thron der Merowinger bestieg, so ging doch ein freiheitlicher Hauch durch die Welt, und seine Strahlen trafen auch unsern Kanton: Das Memorial von Rüsnacht und der Tag van Uster leiteten die Bewegung ein, die zur Regeneration unseres Kantons führte.

Die Ersetzung der aristokratischen und halbpatrizischen Herrschaft durch die repräsentativ-demokratische Regierungsform, die Durchführung der politischen Gleichberechtigung aller Bürger des Landes, die Proklamation der Gewerbebefreiheit, die Auflösung der Bande, welche bisher die staatliche Gesellschaft zusammengehalten hatten, diese Dinge machten es für den neuen Staat zu einem Gebot der Selbsterhaltung, seine Bürger zum Verständniß und zum würdigen Gebrauch der neuen Rechte zu befähigen.

War bisher die Volksschule mehr als eine Domäne der Kirche, als eine Vorbereitungsanstalt auf den Unterricht der Letztern betrachtet worden, so trat jetzt ihre Bedeutung als Staatsanstalt in volles Licht. Hatte sie mit ihrer alten ärmlichen Ausrüstung jener beschränkten Aufgabe zur Not genügt, so wurde jetzt das Maß der Anforderungen viel weiter gedehnt, und eine neue Organisation war ein unabweisliches Bedürfnis geworden. Die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß ihre ganze Einrichtung und ihre ganze Tätigkeit den politischen Anschauungen entsprechen mußte, die mit dem Jahre 1830

herrschend wurden, und diese waren im Sinn der Definition, die ich im Anfang gegeben, optimistischer, fortschrittlich-radikaler Art. Es ist das allemal der Fall, wenn eine schaffensfreundige Revolution alte, abgelebte und abgestorbene Formen durch Neues, Lebendiges, Wirksames ersetzt. Dieser Drang nach fortschrittlicher Entwicklung, der unserer jungen Volksschule als Angebinde in die Wiege gelegt worden ist, ist ihr bis auf den heutigen Tag geblieben und hat sie in frohen wie in trüben Zeiten aufrecht erhalten. Er wird ihr auch bleiben, so lang unser Staatswesen in einer aufsteigenden Linie zu immer reicherm Schaffen sich entwickelt.

Es ist ein rühmliches Zeugniß für die damaligen Lenker des Staates wie für das Volk, das sie zu ihren Aemtern berief, daß man erkannte, wie eine Schule nur dann ihrer Aufgabe genügen kann, wenn sie von tüchtigen Lehrern geleitet wird. In der That sind ja auch die besten Lehr- und Hilfsmittel ohne Wirkung, so lange sie mehr sind als ein Mittel, das dazu dient, Lehrern und Schülern ihre Arbeit zu erleichtern. Wo sie die Tätigkeit des Lehrers ersetzen sollen, da wirken sie nur schädigend, während umgekehrt ein gewandter Lehrer auch mit geringfügigen Hilfsmitteln Großes zu leisten vermag. Sie wissen, wie mangelhaft die Bildung der Lehrer war, welche im Jahr 1830 unsere Volksschulen registerten. Sie wissen, daß die Prüfungen, die in den nächsten Jahren mit ihnen vorgenommen wurden, vielfach ebenso betäubende oder, wenn Sie wollen, komische Resultate zu Tage förderten, als die Rekrutenprüfungen unserer Tage in denjenigen Teilen der Schweiz, die von der Bildung unserer Tage am wenigsten berührt worden sind. Es ist kein Zweifel, daß ein großer Teil der Schulmeister jener Tage über ein geringeres Maß von Kenntnissen verfügte als der erste beste Ergänzungsschüler der Gegenwart. Das war die schwerste Sorge für die Schöpfer der neuen Schule, und es wird ihnen immerfort zum Ruhm gereichen, daß sie dieser enormen Schwierigkeit Herr geworden sind, und daß sie schon nach wenigen Jahren eine Lehrerschaft herangebildet hatten, die es keck mit derjenigen irgend eines der benachbarten Staaten aufnehmen konnte. Und doch mußte mancher junge Lehrer nach kaum einjährigem Besuch der Lehrerbildungsanstalt diese verlassen, um die Schule eines Lehrers

zu übernehmen, der infolge einer schlechten Prüfung entfernt worden war. Aber diese jungen Lehrer trugen einen lebhaften Trieb zur Weiterbildung in sich, zumal in der schwungvollen Stimmung, wie sie revolutionäre Umwandlungen begleitet. Dazu kam, daß die Lehrer eine gute korporative Organisation bekamen, die es ihnen ermöglichte, sich durch einander weiter zu bilden und in ihren Grundsätzen zu bestärken und daß sie von dem Gedanken der neuen Zeit getragen waren und sich für verpflichtet hielten, für ihn unter dem Volk Propaganda zu machen. Sie identifizierten sich mit den neuen Einrichtungen und gewannen dadurch einen politischen Einfluß und eine soziale Stellung, die selber wieder befruchtend und belebend auf ihre berufliche Tätigkeit in der Schule zurückwirkten.

Und das ist der Lehrerschaft des Kantons Zürich geblieben und wird ihr hoffentlich zum Heil unseres Volkes auch ferner bleiben. Hätte sie sich in schwächerer, furchtsamer Weise von den politischen Kämpfen ihrer Ursprungszeit fern gehalten, sie hätte jedenfalls ruhiger gelebt und wäre weniger angegriffen worden, aber sie hätte auf ihre Nachfolger nicht den Ruhm vererbt, zur Begründung der neuen freiheitlichen Zustände wesentlich beigetragen zu haben. Eine Lehrerschaft, die nur mit den Kindern sich befaßt, kommt in die Gefahr, selbstgerecht und von sich selbst eingenommen zu werden, weil die Kinder nicht ebenbürtige Kritiker sind und opponieren weder können noch dürfen. Indem sich der Lehrer in seinem öffentlichen Auftreten der öffentlichen Kritik ausgesetzt sieht, wird er eher auf die Mängel und Gebrechen aufmerksam, die ihm anhaften, und kommt so eher in die Lage und zu der Einsicht und dem Verlangen, diese Fehler abzulegen, und damit gewinnt seine ganze Stellung.

Es ist allerdings richtig, daß gerade die politische Tätigkeit der Lehrerschaft nicht bloß ihr selber, sondern auch der Anstalt, aus der sie hervorging, manchen herben Tadel von Seite der konservativen Partei zuzog, und daß zeitweilig die Stellung beider dadurch erschwert wurde, daß das aber nur auf kurze Zeit der Fall war, zeigt am deutlichsten, daß diese Tätigkeit dem Ganzen ersprießlich wurde. Nicht die Lehrerschaft, die sich duckt und in Demut erstirbt, gewinnt das Gewicht, das sie haben muß, um auf das Volksleben einen kräftigen förderlichen Einfluß auszuüben, sondern nur diejenige,

die ihren Wert fühlt, die sich bewußt ist, durch ihr Tun die Volkswohlfahrt zu heben und den Bestand der Gesellschaft zu sichern, und die sich nicht davor fürchtet, durch ihren Widerstand gegen konservative Tendenzen lästig zu fallen. Seinen Wert fühlen und eingebildet sein, sind eben sehr verschiedene Dinge; aber die öffentliche Kritik ist nothwendig, wenn nicht aus jener Eigenschaft diese hervorgehen soll.

Wie Sie wissen, hochgeehrte Anwesende, wurde die Anstalt, an deren Gründung wir uns heute erinnern, am 7. Mai 1832 eröffnet, und zwar in Rüsnacht in einem Hause am See, um später in das Amtsgebäude, das aus dem ehemaligen Kloster der Johanner entstanden war, verlegt zu werden. Gegen seine Verlegung in das Zentrum der kantonalen Bildungsanstalten waren die Gründe entscheidend geworden, die bisher immer noch gegen die Verlegung der Seminarien in die Städte geltend gemacht worden sind. Es ist eigenthümlich, daß selbst Scherr diese Gründe für stichhaltig hielt und daß ihm sogar Rüsnacht noch zu nahe an der Stadt und zu unruhig war, so daß er das kleine, einsame Greifensee vorgezogen hätte. Gleichwohl votirten Erziehungsrat und Regierungsrat für Zürich, aber der Große Rat entschied sich mit großer Mehrheit gegen die Hauptstadt. Der Lehrer mußte in bescheidenen ländlichen Verhältnissen herangebildet werden, während man es für selbstverständlich hielt, daß die Geistlichen, deren Wirksamkeit doch auch größtenteils auf eine in bescheidenen ländlichen Verhältnissen lebende Bevölkerung gerichtet ist, ihre Bildung in den in der Stadt konzentrirten höheren Bildungsanstalten erwarben. Der Kontrast erscheint allerdings etwas weniger grell, wenn man bedenkt, daß bis in den Anfang der Dreißigerjahre die Geistlichkeit sich fast ausschließlich aus der Stadt rekrutirte. Das erklärt auch manche andere Erscheinung jener Zeit.

Als Hauptlehrer und als Leiter der Anstalt wurde der rechte Mann gewählt. Scherr verstand es, zu organisiren und die neuen Ideen, die das ganze Staatswesen erfüllten, auch im Seminar zu Herrschaft zu bringen. In monarchischen Verhältnissen aufgewachsen, hat er den Geist der Republik in sich aufgenommen und für die Ausstreuung der republikanischen Ideen Großes gewirkt. Ich erinnere

nur an sein republikanisches Lesebuch, den Bildungsfreund. Ich bin der Ansicht, daß sich Scherr um unser Land wohl verdient gemacht hätte, auch wenn er nichts anderes getan hätte, als diesen Bildungsfreund herauszugeben. Er war ein bedeutender Mann, und es war ein Glück für uns, aber auch für ihn, daß er in dieser schöpferischen Zeit die Leitung der Lehrerbildung und, man kann wohl sagen, die Oberleitung unseres Volksschulwesens übernahm. Dann eben erhalten große Männer eine ihren Kräften entsprechende Wirksamkeit und wirken gestaltend auf das öffentliche Leben ein, wenn sie vom Schicksal in eine Zeit und in ein Volk hineingestellt werden, die für ihr Wirken vorbereitet sind. Der große Mann macht die Geschichte nicht, sondern die Geschichte macht ihn. Denken Sie sich, Scherr wäre in dem Lande geblieben, wo er geboren wurde — er wäre nicht der Schulreformer geworden, den wir in ihm verehren. Im allmäligen Entwicklungsprozeß eines Volkes gährt es Jahre und Jahrzehnde lang, ganz allmählig ringen sich in diesem innern Streite einzelne Gedanken zu einiger Klarheit durch, aber sie sind noch nicht zu einer festen Form durchgedrungen. Da kommt ein Mann, der diese Entwicklung in sich selber durchgemacht, ein Mann, der, soweit es dem Individuum möglich ist, ein Abbild ist des Volksganzen, und er spricht den Gedanken aus. Das fällt nun auf die Menge wie ein erlösendes Licht in einem beunruhigenden Dunkel, und der Widerspruch schweigt. Aber den Gedanken nun in die Praxis zu übertragen und die Einrichtungen zu schaffen, die ihm und dem Entwicklungszustand des Ganzen entsprechen, das braucht nicht bloß Einsicht, sondern Tatkraft, Ausdauer, Mut, Rücksichtslosigkeit, wenn Sie wollen. Scherr entwickelte diese Eigenschaften, und wir preisen ihn dafür. Die Schärfe und Energie des Seminardirektors führten auch jene Zwistigkeiten zwischen ihm und Gleichgesinnten herbei, die schon in den nächsten Jahren zum Ausbruch kamen und für die gute Sache fatal wurden. Manchem, der es mit unserer Volksbildung ernst nahm, schien es, als ob der Seminardirektor ein zu großes Maß von Kompetenzen besitze. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an Melchior Hirzel, den ersten Bürgermeister des regenerirten Kantons, der selber für unser Volksschulwesen nicht bloß gedacht und Organisationsvorschläge gemacht,

sondern durch Gründung der Amtsschule in Mettmensstetten auch schon vor dem Jahr 1830 praktisch gearbeitet hatte.

In revolutionär angehauchten Zeiten, wie es die Dreißigerjahre waren, wenn neue Formen des gesellschaftlichen Lebens zur Durchführung kommen, da entsteht leicht unter den nach dem gleichen Ziel Strebenden über untergeordnete Punkte, über die Wahl der Wege, die zu jenem Ziele führen, Uneinigkeit und selbst Feindschaft, und darüber können sich nur die Gegner dieser Umgestaltung freuen.

Und diese Gegner wurden immer zahlreicher und ihr Einfluß immer größer. Die Umwälzung von 1830 hatte zahlreiche Hoffnungen wachgerufen, namentlich Hoffnungen auf Erleichterung ökonomischer Lasten, die vorläufig nicht in Erfüllung gehen konnten, ja durch den überhandnehmenden Fabrikbetrieb wurden eine Menge von stillen Bürgern im Lande, die einen vielleicht kümmerlichen, aber doch genügenden Hausverdienst besaßen hatten, zu Pessimisten; denn ein derartig gestörtes ökonomisches Gleichgewicht stellt sich nur langsam wieder her. Dann liegt es ja in der Natur der staatlichen Neuerungen, wie sie das Jahr 1830 brachte, daß ihre Wirkung nur eine allmähliche sein kann. Im höchsten Maß gilt das von der Schule. Nicht bloß wurde durch den Zwang zum täglichen Besuch der Schule der Erwerb mancher Familie momentan geschädigt, sondern es dauert eben lange Jahre, bis eine Schulorganisation ein Geschlecht erzeugt hat, das in ihrem Sinn gebildet und für sie eingenommen ist und das die Früchte einer erweiterten Schulbildung zu pflücken vermag. Wir Zürcher sind überhaupt etwas sanguinischen Temperamentes, und wenn es einmal quer geht, so schütten wir leicht das Kind mit dem Bade aus. So entstand allmählig im Volk eine verdrossene, mißmutige, unbefriedigte Stimmung, die um so gefährlicher war, als sie zunächst unter der Oberfläche sich verbarg und durch Referendum und Initiative sich nicht Luft zu machen im Stande war. Denn die bisherigen Repräsentanten und Gesetzgeber zu beseitigen und bei den Neuwahlen durch andere zu ersetzen, ist immer ein Schritt, den man nicht gern tut, weil man sich scheut, persönlich zu verletzen. Es braucht, damit das geschehe, eine starke Anhäufung von Unzufriedenheit.

Daß diese Unzufriedenheit genährt wurde, dafür sorgten getreulich die Gegner der neuen Einrichtungen, Pessimisten sowohl wie Spekulanten. An der Spitze dieser Gegner stand die Bürgerschaft der Stadt Zürich und die Geistlichkeit. Es ist das sehr natürlich!

Die Stadt Zürich hatte bis zur politischen Regeneration des Kantons in demselben eine dominirende Stellung eingenommen. Die Gewerbetreibenden der Stadt zogen aus dem Zwang im Gewerbewesen einen reichen Gewinn. Aber, was mehr wirkte als das, man hielt in der Stadt nur die Bürger derselben für eigentlich regierungsfähig. Unter dem Landvolk war nur eine sehr spärliche Bildung verbreitet, und als dieses für gleichberechtigt mit den Bürgern der Stadt zur Leitung des öffentlichen Wesens erklärt wurde, da befürchtete man das Aufkommen eines höfnerischen Regiments, man sah im Geist die Herrschaft von ungebildeten Bauern, die ohne Sinn für Kunst und Wissenschaft nur für die materiellen Bedürfnisse des Landvolkes sorgen würden, worüber der Staat auf eine abschüssige Bahn gedrängt werde, die zum Untergang führe. Man wurde pessimistisch, ultrakonservativ, man suchte den Sturz in den Abgrund zu hemmen. Bekanntlich mischten sich diesen im Grunde wohlgemeinten Bestrebungen auch gemein egoistische Tendenzen bei, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die ehrlichen Konservativen auch solche unreine Elemente zu sich aufnahmen, in der Meinung, sie beherrschen zu können, wenn nur erst der drohende Zusammensturz des Ganzen verhindert werde. Ohne Zweifel trugen die Kämpfe in Basel, die zur bleibenden Trennung des Landes von der Stadt führten, dazu bei, den Widerstand der Stadtbürger gegen die neuen Einrichtungen noch anzufeuern. Bei den vielfachen Beziehungen der Städter zu den Landbewohnern — man denke nur an die Lage der Hypothekarschuldner zu ihren Gläubigern — waren der Kanäle viele vorhanden, durch welche eine pessimistische Stimmung und Unzufriedenheit sich auch auf die Landschaft ausbreiten konnten, zumal wenn man berücksichtigt, daß die besser Geschulten und mit den Regeln der Diplomatie besser Vertrauten eben in der Stadt wohnten.

In ähnlicher Art war es um den Einfluß der Geistlichkeit bestellt. Wie ich schon vorhin sagte, waren die Geistlichen meistens

Stadtbürger, und sie ragten durch ihre Bildung unter dem Landvolk um so mehr hervor, als die alten Schulmeister ihnen in keiner Weise ein Gegengewicht bilden konnten oder wollten. Nun kamen die neuen Lehrer aus dem Seminar, meist feurige junge Leute, die das Herz auf der Zunge trugen, erfüllt von dem Bewußtsein, daß sie eine heilige Sache zu vertreten hätten, daß sie eine ebenso starke Einwirkung auf das Volksleben ausüben müßten, um ihrer Stellung zu genügen, wie die Geistlichen. Und der Konflikt zwischen Schule und Kirche war da, und er war folgerichtig ausgegangen aus der Anstalt, welche diese unbotmäßigen und anspruchsvollen Lehrer bildete. So kam das Seminar in einen schlechten Ruf bei der Geistlichkeit. Die Spannung wurde verschärft dadurch, daß der Geistliche noch ex officio Präsident der Schulpflege war, ein Rest der alten Herrschaft der Kirche über die Schule. Was aber den Gegensatz vollends bis zum Bruche steigerte, das war die Ungleichheit in der philosophischen Weltanschauung der Geistlichen und der Lehrer. Jene waren fast durchweg Anhänger der starren protestantischen Orthodoxie, diese dagegen wendeten sich ebenso einstimmig einer freisinnigen Anschauung in religiösen Dingen zu.

Das orthodox-dogmatische Kirchentum gleicht einem Baum, der bis in seine letzten Nester und Zweige hinaus fertig gewachsen ist. Knospen treibt er keine mehr und seine Säfte stocken. Neben ihm aber sind emporgewachsen Kunst und Wissenschaft. Einst fanden sie Schutz in seinem Schatten, nun aber überschatten sie ihn und saugen das Licht und die Säfte der Luft und des Bodens ein, die ihn sonst genährt haben. Schon hören wir das Dröhnen des Sturmes in den Lüften, der die morsche Eiche fällen wird, damit aus ihren Trümmern neues fröhliches Leben emporsprieße. Wer möchte es da den Pflegern des Baumes, die mit ihrer ideellen Existenz mit ihm unlösbar verbunden sind, verargen, wenn sie von Befürchtungen erfüllt sind, wenn ihnen der Fall jedes Blattes, wenn ihnen das Rauschen jedes frischen Luftstromes, wenn ihnen das Tun derer, welche Kunst und Wissenschaft pflegen, gefährlich und verderblich erscheint, wenn sie an dem gegenwärtigen Zustand festhalten und in jeder Veränderung nicht eine Entwicklung, sondern nur eine Annäherung an das Ende erblicken? Die dogmatische

Kirche muß konservativ sein bis zum Extrem. Es ist wiederum selbstverständlich und von der Natur des Menschen aus leicht zu begreifen, daß in einem solchen Fall die dogmatische Ausprägung einer Weltanschauung, daß die durch den Katechismus fixirte Konfession als die Religion selber betrachtet und behandelt wird, und so ist es denn kein Wunder, daß die religiösen Pessimisten in der Art, wie unser Seminar die Lehrer heranzubildete, zugleich eine Gefahr für die Religion erblickten. Wenn man des Glaubens lebt, daß freie religiöse Ansichten zur ewigen Verdammnis des Individuums führen, so ist es nur konsequent, wenn der Vernichtungskampf gegen diese freien Regungen in Szene gesetzt wird. Es ist freilich eine Konsequenz, die nach Blut und Scheiterhaufen riecht, eine Konsequenz der Barbarei, aber die Ehrlichkeit wenigstens kann daneben bestehen.

Freilich ist niemand unter Ihnen der Ansicht, daß diese Ehrlichkeit und diese Konsequenz von allen geteilt worden seien, welche mit der Waffe der Religionsgefahr in der Hand zur Vernichtung der neuen Schule und des Seminars auszogen. Man weiß, daß unter den Führern im Sturme Menschen waren, denen Dogmatik, Religion und Ehrlichkeit in gleicher Weise gleichgültig waren, die einzig und allein auf den momentanen Erfolg spekulirten.

So brach denn der Sturm los. Unter dem Kommando eines Mitgliedes des zürcherischen Ministeriums wurde im Namen Gottes auf die Verteidiger der radikalen Regierung geschossen, diese Regierung gesprengt und ein konservatives Regiment eingesetzt. Die „Straußen“ waren besiegt, die „Antistraußen“ ergriffen die Zügel des Staatswagens und kutschirten anfänglich lustig drauf los. Wie gern hätten die Heißsporne der Partei die alten Zustände zurückgeführt, die vor dem verwünschten Tag von Uster geherrscht hatten; aber die Klügeren sahen wohl ein, daß das eine politische Torheit wäre, und so begnügte man sich mit geringeren Errungenschaften, und eine derselben war, daß das Seminar aufgehoben, ein neues Seminar gegründet, die bisherigen Lehrstellen als vakant erklärt und Scherr nicht wieder gewählt wurde. Man kann sonst nicht sagen, daß aristokratische Regierungen in ökonomischen Dingen unbillig und knauserig seien; aber in unserem Fall überwog der

Haß das politische Gerechtigkeitsgefühl, und Scherr, der auf Lebenszeit gewählt gewesen war, wurde in einer Weise abgefunden, die man als Zürcher nur bedauern kann, zumal auch die nachfolgende Zeit ihm nicht gerecht wurde. Den unbotmäßigen Schulkapiteln wurden von oben herab Bögte gesetzt, mißliebige Lehrer wurden vor die Gerichte gezogen, versetzt oder sonst gemäßregelt. An die Stelle Scherrs wurde ein Pädagoge von kirchlich-orthodoxer Richtung, Bruch, gewählt, der Lehrplan wurde einer Revision unterzogen, wie es bei solchen Anlässen üblich ist, und — das war eine Hauptsache — es wurde ein Konvikt eingerichtet. Dieser Konvikt sollte der Schlange der Freigeisterei den Kopf zertreten. Es war aber leider die lernäische Schlange, und der rechte Herkules war für sie nicht gefunden.

Ich muß gestehen, daß ich über die Persönlichkeit des neuen Direktors Bruch nicht im Klaren bin. Die einen seiner Schüler rühmen ihn als wohlmeinend, wenn auch von nicht hervorragender Begabung, die anderen lassen keinen guten Faden an ihm und beschuldigen ihn namentlich, ein System der Angeberei eingeführt zu haben. Tatsache ist, daß seine Wirksamkeit ziemlich spurlos vorüberging. Es war auch ein trostloses Unterfangen, die Stimmung der zürcherischen Lehrerschaft, ihre Weltanschauung umkehren zu wollen, trostlos weil diese Stimmung und diese Weltanschauung zugleich diejenigen des zürcherischen Volkes sind. Allerdings vermag ein Konvikt den freien Geist zu bannen, aber er muß nach Jesuitenart mit eiserner Konsequenz von den Einflüssen, die von außen eindringen könnten, bewahrt und abgesperrt werden, und er muß dem Zögling voll und ganz die Familie ersetzen. Da kann man die Seelen modeln und zu einer verkrüppelten Weltanschauung erziehen. In einer so geleiteten Anstalt darf man den Schülern Kenntnisse beibringen scheffelweise, sie erleuchten nicht, sie beschweren nur den freien Aufschwung des Geistes. Denn nicht der Stoff ist es, der den Geist zu bewegen vermag, das tut nur der Geist selber, d. h. die Methode des Unterrichtes. Aber eine solche Anstalt war das neue Seminar nicht. Auch zeigten sich bald unangenehme Symptome. Zwar die neu eintretenden Zöglinge waren fromme, geduldige Schäfchen, die älteren dagegen, die noch Scherr gekannt

hatten, fingen an zu kritisiren, sie trugen zu langes Haupthaar, wie ein Mitglied der Aufsichtskommission sagt, und drei derselben nahmen sogar als Seminaristen Teil an den Verhandlungen der Schulsynode von 1840 in Winterthur, die ein vernichtendes Urtheil über die schmähliche Behandlung Scherr's durch das Septemberregiment abgab, und unterzeichneten die Dankadresse der Lehrerschaft an ihren verehrten Lehrer. Sie sind dafür koramirt worden.

Im übrigen ließen sich die Dinge für das neue Regiment ziemlich gut an. Man glaubte überall reaktionären Wind zu spüren, man liebängelte mit den aargauischen Klöstern, die der böse Augustin Keller mit seinen Helfershelfern aufheben wollte, man liebängelte mit den Sonderbundskantonen, und warum auch nicht, war man doch in der Grundstimmung seelenverwandt. Und doch war die Rechnung falsch. Die aargauischen Klöster wurden aufgehoben, die Freischaaenzüge organisirten sich und manifestirten den entschiedenen Willen des Schweizervolkes nach einer weitem Entwicklung der eidgenössischen Politik, und dem Zürichervolk gingen allgemach die Augen auf. Das konservative Regiment war nur im Zerstoren des Vorhandenen groß, im Neuschaffen dagegen um so kleiner. Die Leute fingen an, billiger über die Schöpfungen der Dreißigerjahre zu urtheilen, und merkten, daß man ihnen eigentlich ihre Religion nicht nehmen könne. Bei den nächsten Wahlen schon hatte sich die konservative Partei enorm vermindert, um bereits 1846 definitiv vom Schauplatze abzutreten. Das Gute hat die ganze retrograde Bewegung gehabt, daß dem Zürichervolk die Bedeutung der Religionsgefahr aufgegangen ist, so daß es seither jeden, der damit geflunkert hat, für einen Komödianten oder Betrüger gehalten. In der That hat bei den Mitlebenden nichts dem Ansehen der Strengkirchlichen so sehr geschadet wie der Putsch vom 6. September 1839 und das Fiasco der siegenden Partei. Man ist nun ziemlich allgemein der Ansicht, daß es ein vortreffliches Zeugnis für eine Sache sei, wenn die Religionsgefahr gegen sie aufgespielt wird, und daß eine Partei, die sie zu ihrem Kampfmittel wähle, vielleicht einen momentanen Erfolg bei unerfahrenen Leuten erringe, dann aber nur um so sicherer abwirtschafte. Und so werden wir auch jetzt, da sich eine ähnliche Bewegung auf eidgenössischem Boden breit zu

machen beginnt, mit Gleichmut das Ende erwarten, in der Ueberzeugung, daß dasselbe ähnlich sein wird dem des zürcherischen Septemberregiments.

Sieben Jahre hatte Scherr das Seminar geleitet, auf kaum sechs Jahre brachte es sein Nachfolger Bruch. Es ist ein gutes Zeugnis für die Milde seines Charakters, daß er seine Stelle quittirte, wie seine Freunde unterlegen waren. Wenn man aber den Erfolg der Tätigkeit beider Männer vergleicht, so findet man den nämlichen Unterschied wie zwischen der produktiven Tätigkeit der liberalen Regierung vor 1839 und derjenigen der konservativen nach diesem Jahr. Bruchs Tätigkeit ist spurlos vorübergegangen, während Scherr noch lange in dankbarer Erinnerung seiner Schüler und aller Freunde der Volksbildung fortleben wird. Und er wird das um so mehr, als er nicht bloß für das Seminar gearbeitet hat, sondern es sich auch angelegen sein ließ, für die Schulen des Landes die neuen Lehrmittel zu schaffen. Man mag gegenwärtig über diese Scherr'schen Lehrmittel urteilen, wie man will, das ist unzweifelhaft, daß sie ein Wesentliches zur Befestigung der neuen Schuleinrichtungen beigetragen haben. Sie haben ihrem Urheber viel bittere Kritik eingetragen, aber was liegt daran, wenn der Hauptzweck, Hebung der Volksbildung, erreicht wird?

Nach dem Rücktritt von Bruch hätte man eine Wiedereinsetzung Scherrs erwarten dürfen; sie fand aber nicht statt, wahrscheinlich nicht deswegen, weil man die Volksstimmung fürchtete, sondern darum, weil Scherrs etwas selbstherrliches Wesen, das in der ersten Periode des Seminars ganz am Platz gewesen war, nun in die veränderten Verhältnisse nicht mehr passen wollte. So blieb zunächst für drei Jahre ein Provisorium bestehen, und dann wurde Zollinger, ein Zögling Scherrs, berufen. Den Konvikt verabscheute er und übernahm entgegen dem Gesetz dessen Leitung nicht, und es brachte ihm überhaupt das stille Wirken im Seminar keine rechte Befriedigung, so genial sein Unterricht war. Er sehnte sich zurück nach den Urwäldern der Tropen, und schon nach sechsjähriger Leitung des Seminars kehrte er nach Java zurück. Die Wiederholungskurse, welche Zollinger für die älteren Lehrer hatte einführen wollen, ähnlich denjenigen, die Scherr in der ersten Periode des Seminars

veranstaltet hatte, fanden bei der Lehrerschaft nur geringen Anklang. Man fand immer allgemeiner, daß zwar bei der Einführung neuer Fächer oder ganz neuer Lehrmittel und Methoden Instruktionkurse nützlich, ja unter Umständen unentbehrlich seien; in den altgewohnten Schulfächern dagegen einen Wiederholungskurs zu bestehen, namentlich unter den gleichen Lehrern, erschien als beschämend. Das mochte mit dazu beitragen, daß Zollinger sich nach seinen Palmen zurücksehnte.

Durch einen der zürcherischen Septemberbewegung ähnlichen Umschwung war nicht lange vorher Grunholzer von der Stelle eines Seminardirektors von Münchenbuchsee entsetzt worden. Die zürcherische Lehrerschaft wünschte ziemlich einstimmig, dieser feurige und hochbegabte Schulmann möchte zum zürcherischen Seminardirektor ernannt werden. Aber in den maßgebenden Behörden war Grunholzer damals keine *Persona grata*, und es wurde der Reformtheologe Fries gewählt. Die Wirksamkeit dieses Mannes liegt uns so nahe und ist einem großen Teil von Ihnen, hochgeehrte Anwesende, aus eigener Anschauung und Erfahrung so wohl bekannt, daß ich es mir versagen kann, auf eine Darstellung derselben einzutreten. Fries war vom edelsten Streben erfüllt, er besaß auch die nötige Energie und eine hohe geistige Begabung, und er allein hat so lange das Seminar geleitet, wie Scherr, Bruch und Zollinger zusammen. Wenn es ihm nicht gelang, die Lehrerschaft des Kantons zu seinen Gunsten umzustimmen und einen bestimmenden Einfluß auf den Gang unseres Schulwesens zu gewinnen, so scheint es mir, indem ich von dem Wechsel in den politischen Anschauungen des Volkes in den Fünfziger- und Sechszigerjahren absehe, der Grund liege wesentlich im Konvikt.

Fries betrachtete dieses Institut als ein wirksames Bildungs- oder Erziehungsmittel und übernahm dessen Leitung persönlich. Im Seminargebäude wurden eine Reihe von baulichen Veränderungen vorgenommen, um die Beaufsichtigung und die Betätigung der Zöglinge besser zu sichern. Es war verlorne Mühe. Wenn fünfzig bis siebenzig junge Leute von sechszehn bis zwanzig Jahren zu einer sogenannten Konvikthaushaltung verbunden sind, so ist die Ordnung nur aufrecht zu erhalten, wenn eine schablonenmäßige Behandlung

aller durchgeführt wird. Die Leute kamen in den Konvikt aus ihren Familien, wo sie sich nach ihren individuellen Stimmungen hatten betätigen können, und jetzt sollten sie nicht blos in den Unterrichtsstunden, sondern auch in der vom Unterricht freigelassenen Zeit sich einer ins Einzelne gehenden Ordnung fügen. Da ist es denn nicht anders denkbar, als daß bald der eine und bald der andere die Regel durchbricht, im jugendlichen Uebermut und im Drang nach freier Bewegung. Es ist ja ein wahres Glück, daß junge Leute sich nicht willenlos und in ihrem ganzen Tun einer allgemeinen Regel unterwerfen. Leicht empfindet dann der Leiter eines solchen Instituts die kleinen Unarten, vielleicht auch bloße aus der bisherigen Lebensweise herübergebrachte Angewöhnungen als persönliche Beleidigung. Und diese kleinen Nadelstiche wiederholen sich Tag für Tag und verderben so gründlich jenen Gleichmut der Grundstimmung, der den erzieherischen Einfluß bedingt und der den Erzieher als solchen schätzen läßt. Das ist wohl der Hauptgrund, der bewirkt hat, daß es Fries nicht gelang, sich durch seine Zöglinge die Zuneigung der kantonalen Lehrerschaft und damit einen bleibenden Einfluß auf diese zu sichern. In ähnlicher Lage würde es jedem andern ähnlich ergehen. So ist denn auch mit dem Tode von Fries, 1875, der Konvikt zu Grabe getragen worden. Er ist 35 Jahre alt geworden und hat lauter lachende Erben hinterlassen.

Das Seminar hatte anfänglich einen nur zweijährigen Kurs gehabt, ja sehr oft war auch der nicht eingehalten worden, weil man Lehrer haben mußte. Im Jahr 1836 wurde ein dreijähriger Kurs eingerichtet. Das Eintrittsalter war auf 16 Jahre festgesetzt. Später wurde dieses Eintrittsalter auf 15 Jahre zurückverlegt, um einen direkten Anschluß an die Sekundarschule zu gewinnen, und das war ein großer Rückschritt; denn die jungen Lehrer kamen so um ein Jahr jünger und weniger entwickelt in die Anstalt und in die praktische Berufstätigkeit. Es ist wesentlich den Bemühungen von Fries zu verdanken, daß das neue, von Dubs durchgefochtene Unterrichtsgesetz von 1859 den Seminarkurs vierjährig machte. Dadurch ist seine Wirkungsfähigkeit ganz wesentlich erhöht worden, wenn auch der Uebelstand bestehen blieb, daß die jungen Lehrer zu früh in die praktische Wirksamkeit hinaustreten. Für das Seminar

selber hat diese Neuerung eine wesentliche Bereicherung mit Lehrkräften und mit Lehrmitteln zur Folge gehabt.

In die letzte Zeit der Wirksamkeit von Fries fällt noch die Aufnahme von weiblichen Zöglingen in das Seminar. Es ist Ihnen allen bekannt, hochgeehrte Anwesende, daß die zürcherische Schulsynode im Jahr 1871 sich prinzipiell dafür ausgesprochen hat, daß der Zutritt zu Lehrstellen an öffentlichen Schulen auch dem weiblichen Geschlecht geöffnet werde, unter der Voraussetzung, daß zur Fernhaltung einer verderblichen Preiskonkurrenz an dem Grundsatz gleicher Rechte und gleicher Pflichten festgehalten werde. Ich glaube aber die einstimmige Ansicht der zürcherischen Lehrerschaft auszusprechen, wenn ich sage, daß eine bescheidene Zahl von Lehrerinnen für eine Schulorganisation ein Gewinn sei, eine große Zahl aber einer jeden zum Verderben gereiche. Es ist eben eine falsche und auf Abwege führende Ansicht von einer Lehrerschaft, wenn man meint, sie habe ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie den Kindern des Volkes die elementaren Kenntnisse und Fertigkeiten beigebracht habe. Sie muß daneben festhalten an jener Aufgabe, mit deren Lösung die Männer der Dreißigerjahre die zürcherische Lehrerschaft betraut haben, an der Aufgabe, einen bestimmenden Einfluß auf den Gang des öffentlichen Lebens zu gewinnen, damit die ganze staatliche Gemeinschaft ein einheitlicher Geist, ein nationaler Sinn durchziehe. Dazu braucht es Einwirkungen auf das reifere Jugendalter und auf die Erwachsenen, denen nur der Mann gerecht werden kann. Auch die Erfahrungen, die man anderwärts gemacht hat, wo man eine große Zahl von weiblichen Lehrkräften verwendet, mahnen uns zur Vorsicht.

Sieben Jahre dauerte die erste Periode des Seminars, sieben Jahre sind nun auch verflossen, seit der Konvikt aufgehoben worden ist. Es kann nicht zu meiner heutigen Aufgabe gehören, über diese Zeit zu Ihnen zu reden. Uebrigens wohnen wir in einem Glashaufe und sind der öffentlichen Kritik ausgesetzt wie keine andere Unterrichtsanstalt des Landes, so daß es jedem, der sich um unsere Einrichtungen kümmert, leicht möglich ist, sich ein Urtheil zu bilden.

Wenn ich aber von der Gegenwart schweige, so muß ich zu Ihnen noch ein Wort über die Zukunft sprechen; arbeitet doch der Lehrer immer nur für die Zukunft.

In immer weitere Kreise breitet sich die Ueberzeugung aus, daß unsere Kräfte vermehrt und gestärkt werden müssen, sollen wir anders im Konkurrenzkampf mit Ehren bestehen. Ein kleines Volk muß eine größere Leistungsfähigkeit der Individuen besitzen, wenn es neben den großen, von denen es umgeben ist, bestehen soll. Diese größere Leistungsfähigkeit werden wir erreichen durch eine höhere Geisteskultur, und diese zu geben und zu verbreiten ist die Aufgabe der Schule. Wenn aber die Wirksamkeit der Schule in erster Linie bedingt ist durch die Tüchtigkeit der Lehrer, so werden wir jene höhere Leistungsfähigkeit unseres Volkes nur erreichen durch eine höhergehende Lehrerbildung. Wo man diese nicht will, da will man überhaupt keinen entschiedenen Fortschritt im Schulwesen.

Kein Vorwurf wird der neuen Schule mit größerem Unrecht gemacht als der, daß sie nur darauf ausgehe, in ihre Schüler ein möglichst großes Quantum von Wissensdetail zu bringen. Allerdings braucht die Schule der Gegenwart die einzelnen Dinge, aber sie sind ihr nicht Selbstzweck, sie dienen ihr vielmehr nur als Mittel zur Entwicklung des Geistes. Sie in diesem Sinn zu handhaben, das ist keine leichte Kunst, und der Lehrer muß tüchtig geschult sein, um in diesem Sinn wirken zu können. Die alte Schule arbeitete allerdings mit einem kleineren Apparat, sie arbeitete mit dem Nichts und brachte es folgerichtig auch zu Nichts.

Die Schulsynode des Kantons Zürich hat vor eilf Jahren sich dafür ausgesprochen, so zu sagen einstimmig ausgesprochen, daß die Lehrer ihre Vorbildung in den neu zu gründenden Realgymnasien mit den anderen Gebildeten erhalten sollten, und daß ihnen sodann zur Vertiefung ihrer allgemeinen und zur Erwerbung der beruflichen Bildung die Universität zu öffnen sei. Ich denke nicht, daß die Stimmung der Lehrerschaft gegenwärtig eine andere sei. Auch jetzt noch strebt sie nach den höchsten Bildungszielen; auch jetzt noch wünscht sie und glaubt sie, daß sich vorbereitende Mittelschulen von einheitlicher Organisation einrichten ließen. Aber die Zeit dafür scheint in unserem kleinen Lande noch nicht gekommen. Es scheint, daß Seminar müsse einstweilen noch die Kluft überbrücken, die sich zwischen der Volksschule und der Hochschule gebildet hat. Möge wenigstens diese Hochschule für einen immer größern Teil unserer Zöglinge und binnen nicht zu langer Frist für alle die Begründerin einer höhern Wirkungsfähigkeit werden!

Aber wenn es uns auch gelingen sollte, in unserem kantonalen Schulwesen einen tüchtigen Schritt vorwärts zu tun, so ist es doch nur ein halber Gewinn. Ueber dem Gedeihen des Kantons steht uns die glückliche Existenz unseres schweizerischen Vaterlandes. Wie der Einzelne nur dann seine Lebensaufgabe erfüllen kann, wenn er als Glied einer Gemeinschaft handelt, so haben auch unsere kantonalen Staatswesen nur noch eine Bedeutung nach außen, wenn sie sich als Glieder des Bundes der Eidgenossen fühlen. Wir müssen einen Rücken haben an den anderen. Eine zu große Verschiedenheit unter den Kantonen hemmt den Fortschritt der einen und bedroht die anderen mit Hintanzetzung und einem kümmerlichen Dasein. Soll unsere Mutter Helvetia ihre Stirne in Trauer neigen und die Hoffnung aufgeben, daß ihre Kinder sich unter einander verständigen und durch gemeinsame Arbeit an der Lösung unserer Kultur= aufgabe unseren Bestand sichern? Wir fürchten es nicht, das Volk der Eidgenossen ist von einem edlen Optimismus erfüllt und hat immer wieder, wenn pessimistische, der Weiterentwicklung abholde Stimmungen sich für Momente geltend gemacht haben, das Panier des Fortschrittes aufrecht erhalten. Wenn man uns davon redet, daß die Schule die allgemeine Menschenbildung zu pflegen habe, so tönt uns dieses Wort aus dem Mund der meisten Leute wie eine Phrase entgegen; denn es ist uns zu unbestimmt, zu viel und darum zu wenig sagend. Was ist allgemeine Menschenbildung? Ist es die höchste menschliche Bildung, oder ist es das arithmetische Mittel aus der Bildung der Europäer, der Chinesen, der Sudanesen? Wir glauben, unsere Bildungsaufgabe am besten zu lösen, wenn wir Schweizer und ein bißchen auch Zürcher erziehen, wenn wir es zu Stande bringen, daß die schweizerische Volksschule der Zukunft in gleicher Art unser Volk veredelt und kräftiger macht, wie es die zürcherische Volksschule der Dreißigerjahre mit unserem zürcherischen Volke zu Stande gebracht hat. So ist unsere Hoffnung und unser Glaube, daß der Bund der Ultramontanen, der protestantischen Orthodoxen und der Junker alten und neuen Datums nicht auf die Dauer im Stande sein werde, das freie Bürgertum unter das Joch der Kirche zu beugen, den Schutz der Arbeiter und ihrer Kinder vor der Ausbeutung zu vernichten und zu verhindern, daß die schweizerische Schule durch die Pflege von Wissenschaft und Kunst unsere Kraft vermehre und veredle, auf daß die Sonne der Freiheit unserem Volke leuchte für und für!